

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Vargas Llosa, Mario
Tod in den Anden

Roman
Aus dem Spanischen von Elke Wehr

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 2774
978-3-518-39274-4

suhrkamp taschenbuch 2774

Auf ihrem Posten in den peruanischen Anden sitzen Korporal Lituma und sein Helfer Tomás wie in einer Falle. Unter ständiger Bedrohung durch Terrorkommandos und eine gewalttätige Natur sollen sie das mysteriöse Verschwinden dreier Menschen aufklären. Überall schlägt ihnen Mißtrauen entgegen, und unheimliche Geschichten dringen an ihr Ohr. Hätte Tomás nicht die brennende Erinnerung an seine abenteuerliche Liebesgeschichte mit Mercedes, von der er Lituma Nacht für Nacht erzählt, die beiden müßten eingehen in dieser feindseligen, abergläubischen Bergwelt.

So abweisend das Klima und so verstörend die Bruchstücke der Wahrheit, die sie nach und nach ans Licht bringen, sie lassen nicht locker. Was in den Bergen geschah, hat die Ausmaße eines unfäßbaren Dramas.

»*Tod in den Anden* ist ein strenges und lehrhaftes Buch, seine Sprache und Erzählweise sind so klar, hart und rätselhaft wie die Landschaft, in der es spielt.«

Gustav Seibt, Frankfurter Allgemeine Zeitung

Mario Vargas Llosa, geboren 1936 in Arequipa/Peru, lebt in London, Paris, Madrid und Lima. Sein schriftstellerisches Werk erscheint im Suhrkamp Verlag.

Mario Vargas Llosa
Tod in den Anden

Roman

Aus dem Spanischen
von Elke Wehr

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 1993 unter dem Titel
Lituma en los Andes bei Editorial Planeta, Barcelona.
© Mario Vargas Llosa, 1993

Umschlagfoto: Santiago Harker

suhrkamp taschenbuch 2774

Erste Auflage 1997

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1996

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie
der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 978-3-518-39274-4

Tod in den Anden

*Für Beatriz de Moura,
die hochgeschätzte Freundin
und vorbildliche Verlegerin*

Cain's City built with Human Blood,
not Blood of Bulls and Goats.

*William Blake,
The Ghost of Abel*

Erster Teil

I

Als er die Indiofrau in der Tür der Hütte auftauchen sah, ahnte Lituma, was die Frau sagen würde. Und sie sagte es, aber in Quechua, vor sich hin mümmelnd, während ein dünner Speichelfaden aus dem Winkel ihres zahnlosen Mundes rann.

»Was sagt sie, Tomasito?«

»Ich versteh sie nicht richtig, Herr Korporal.«

Sein Amtshelfer wandte sich, ebenfalls in Quechua, an die Frau, wobei er ihr mit den Händen zu verstehen gab, sie solle langsam sprechen. Die Indiofrau wiederholte diese ununterscheidbaren Töne, die Lituma wie eine barbarische Musik vorkamen. Plötzlich fühlte er sich sehr nervös.

»Was sagt sie da?«

»Ihr ist der Ehemann abhanden gekommen. Vor vier Tagen, scheint's.«

»Damit sind es drei«, brachte Lituma mühsam hervor und spürte, wie sein Gesicht sich mit Schweiß bedeckte.

»Verdamnte Scheiße.«

»Also, was machen wir, Herr Korporal.«

»Setz das Protokoll auf.« Ein Schauer lief Litumas Wirbelsäule hinauf und hinunter. »Sie soll dir erzählen, was sie weiß.«

»Was geht hier eigentlich vor«, rief der Gendarm. »Erst der kleine Stumme, dann der Albino. Jetzt einer der Vorarbeiter vom Straßenbau. Das kann doch nicht sein, Herr Korporal.«

Es konnte nicht sein, aber es passierte, und das zum drit-

ten Mal. Lituma stellte sich die ausdruckslosen Gesichter vor, die kleinen eisigen Augen, mit denen die Leute von Naccos, die Hilfsarbeiter des Lagers, die Indios der Bauerngemeinschaft ihn betrachten würden, wenn er sie fragen würde, ob sie wußten, wo der Mann dieser Frau abgeblieben war, und er spürte die gleiche Trostlosigkeit und Ohnmacht wie zuvor, als er versucht hatte, sie über die beiden anderen Verschwundenen auszufragen: Köpfe, die verneinten, einsilbige Antworten, scheue Blicke, gekräuselte Lippen und gerunzelte Brauen, ein Vorgefühl von Bedrohung. Es würde dieses Mal genauso sein.

Sein Amtshelfer Tomás hatte mit der Befragung der Frau begonnen; er machte Notizen in ein Heft, mit einem schlecht gespitzten Bleistift, den er ab und zu mit der Zunge anfeuchtete. ›Wir haben sie schon auf dem Hals, die Terroristen‹, dachte Lituma. ›In irgendeiner Nacht werden sie kommen.‹ Es war ebenfalls eine Frau gewesen, die das Verschwinden des Albinos angezeigt hatte: Mutter oder Ehefrau, sie hatten es nie erfahren. Der Mann war zur Arbeit gegangen oder von der Arbeit gekommen und nicht an sein Ziel gelangt. Und Pedrito war ins Dorf hinuntergegangen, um eine Flasche Bier für die Polizisten zu kaufen, und nie zurückgekehrt. Niemand hatte sie gesehen, niemand hatte bei ihnen Angst, Besorgnis oder Krankheit bemerkt vor ihrem spurlosen Verschwinden. Hatten vielleicht die Berge sie verschluckt? Nach drei Wochen lebten der Korporal Lituma und der Gendarm Tomás Carreño genauso auf dem Mond wie am ersten Tag. Und jetzt, der dritte. Eine Riesenscheiße. Lituma wischte sich die Hände an der Hose ab.

Es hatte zu regnen begonnen. Die dicken Tropfen prasselten mit unregelmäßigen, lauten Tönen auf das Wellblech des Daches und ließen es erzittern. Es war noch nicht drei Uhr nachmittags, aber das Unwetter hatte den Himmel verdunkelt, und die Nacht schien herein gebrochen. In der Ferne war Donner zu hören, der in den Bergen widerhallte, ein stoßweises Grollen, das aus dem Innern der Erde aufstieg, von dem diese Hochlandtrottel glaubten, es sei von Stieren, Schlangen, Kondoren und Geistern bevölkert. Glauben die Indios das wirklich? Aber ja, Herr Korporal, sie beten doch sogar zu ihnen und bringen ihnen Opfergaben. Haben Sie nicht die kleinen Teller mit Essen gesehen, die sie ihnen in den Engpässen der Kordillere hinstellen? Wenn man ihm solche Dinge in Dionisios Kantine oder bei einem Fußballspiel erzählte, wußte Lituma nie, ob man im Ernst sprach oder sich über ihn, den Küstenbewohner, lustig machte. Von Zeit zu Zeit zuckte eine kleine gelbliche Schlange durch die Wolken, in der Öffnung, die sich in einer der Hüttenwände befand. Glaubten die Indios wirklich, daß der Blitz die Eidechse des Himmels war? Der dicht herabströmende Regen hatte die Baracken, die Mischmaschinen, die Planierraupen, die Jeeps und die Häuschen der Bauern verschwimmen lassen, die zwischen den Eukalyptusbäumen auf dem gegenüberliegenden Berg hervorschauten. ›Als wären alle verschwunden‹, dachte er. Es gab fast zweihundert Hilfsarbeiter, sie kamen aus Ayacucho oder Apurímac, aber vor allem aus Huancayo und Concepción, in Junín, und aus Pampas, in Huancavelica. Von der Küste hingegen stammte niemand, soviel er wußte. Nicht ein-

mal sein Amtshelfer kam von der Küste. Aber Tomás wirkte wie ein Kreole, obwohl er in Sicuani geboren war und Quechua sprach. Er hatte den kleinen Stummen Pedro Tinoco mit nach Naccos gebracht, der als erster verschwunden war.

Er war ein gradliniger Mensch, der Gendarm Carreño, wenn auch etwas trübsinnig. In den Nächten öffnete er Lituma sein Herz und zeigte sich zugänglich für freundschaftliche Gefühle. Der Korporal hatte ihm kurz nach seiner Ankunft gesagt: »So, wie du bist, hättest du verdient, an der Küste geboren zu sein. Sogar in Piura, Tomasito.« »Ich weiß, wenn Sie das sagen, dann heißt das viel, Herr Korporal.« Ohne seine Gesellschaft wäre das Leben in dieser Einsamkeit düster gewesen. Lituma seufzte. Was hatte er hier auf der Hochebene zwischen wortkargen, mißtrauischen Indios verloren, die die Politik dazu brachte, sich gegenseitig umzubringen, und die obendrein auch noch verschwanden? Warum war er nicht in seiner Heimat? Er stellte sich vor, wie er, von Bierflaschen umgeben, in der Río-Bar saß, zwischen den Unbezwingbaren, seinen alten Kumpanen, in einer warmen piuranischen Nacht mit Sternen, *valse*s und dem Geruch nach Ziegen und Johannisbrotbäumen. Ein plötzlicher Anfall von Traurigkeit verursachte ihm ein dumpfes Ziehen in den Zähnen.

»Fertig, Herr Korporal«, sagte der Gendarm. »Die Señora weiß nicht viel, in Wahrheit. Und sie ist halbtot vor Angst, sehen Sie das nicht?«

»Sag ihr, wir werden unser möglichstes tun, um ihren Mann wiederzufinden.«

Lituma versuchte ein Lächeln und gab der Indiofrau

mit der Hand zu verstehen, daß sie gehen konnte. Sie schaute ihn an, ohne eine Regung im Gesicht. Sie war klein und alterslos, ihre Knochen wirkten zerbrechlich wie die eines Vogels, und sie verschwand fast unter den zahlreichen dicken Röcken und dem zerfransten Hut, der halb heruntergerutscht war. Aber in ihrem Gesicht und in ihren runzligen kleinen Augen lag etwas Unzerstörbares.

»Es scheint, als hätte sie das mit ihrem Mann erwartet, Herr Korporal. ›Es würde passieren, es mußte passieren‹, sagt sie. Aber von den Terroristen oder von der Miliz von Sendero hat sie natürlich nie was gehört.«

Ohne den Kopf zum Abschied zu neigen, drehte die Frau sich um und trat in den strömenden Regen hinaus. Nach wenigen Minuten hatte sie sich, Richtung Lager, in der bleiernen Feuchtigkeit aufgelöst. Der Korporal und der Gendarm verharrten eine ganze Weile, ohne etwas zu sagen. Schließlich klang Lituma die Leichenbiterstimme seines Amtshelfers in den Ohren:

»Ich werde Ihnen was sagen. Sie und ich kommen hier nicht lebend raus. Sie haben uns umzingelt, machen wir uns doch nichts vor.«

Lituma zuckte die Schultern. Im allgemeinen war er es, der den Mut verlor, und sein Amtshelfer hob die Stimmung. Heute tauschten sie die Rollen.

»Mach dir nicht unnötig das Leben schwer, Tomasito. Sonst sind wir halb wahnsinnig, wenn sie kommen, und können uns nicht mal mehr wehren.«

Der Wind brachte das Wellblech des Daches zum Klirren, und der heftig herabstürzende Regen betröpfelte

hier und da das Innere der Unterkunft. Sie bestand aus einem einzigen Raum, der durch einen hölzernen Wandschirm unterteilt und durch eine Palisade aus mit Steinen und Erde gefüllten Säcken geschützt war. Auf der einen Seite befand sich der Posten der Gendarmerie mit einem dicken Brett auf zwei Böcken – dem Schreibtisch – und einer Truhe, in der das Registerbuch und die Dienstmeldungen aufbewahrt wurden. Auf der anderen Seite, dicht nebeneinander, weil es so eng war, die beiden Pritschen. Licht erhielten sie durch Kerosinlampen, und sie besaßen ein batteriebetriebenes Radio, mit dem sie, wenn es keine atmosphärischen Störungen gab, *Radio Nacional* und *Radio Junín* hereinbekamen. Der Korporal und der Gendarm hockten die Nachmittage und Abende vor dem Apparat und versuchten, die Nachrichten aus Lima oder Huancayo zu hören. Auf dem Boden aus gestampfter Erde lagen Lama- und Schaffelle; außerdem gab es einen kleinen Kochherd, einen Spirituskocher, Gefäße aus Porongokürbissen, Töpfe, die Koffer von Lituma und Tomás und einen Schrank ohne Boden – die Waffenkammer –, in dem sie die Gewehre, die Patronentaschen und die Maschinenpistole aufbewahrten. Die Revolver trugen sie immer bei sich und legten sie nachts unter das Kopfkissen. Sie saßen unter dem vergilbten Herz-Jesu-Bild – eine Werbeanzeige von Inca-Cola – und hörten einige Minuten lang dem Regen zu.

»Ich glaube nicht, daß sie sie umgebracht haben, Tomasito«, sagte Lituma schließlich. »Sie werden sie eher mitgenommen haben, für ihre Miliz. Vielleicht waren die drei sogar Terroristen. Läßt Sendero etwa die Leute

verschwinden? Sie bringen sie einfach um und lassen ihre Pappschilder zurück, damit man es weiß.«

»Pedrito Tinoco, ein Terrorist? Nein, Herr Korporal, das kann ich Ihnen garantieren«, sagte der Gendarm.

»Es bedeutet einfach, daß Sendero schon vor der Tür steht. Uns werden die Terroristen nicht für ihre Miliz rekrutieren. Uns werden sie eher zu Hackfleisch machen. Manchmal frage ich mich, ob man Sie und mich nicht als Opferlämmer hierher geschickt hat.«

»Hören wir auf, uns trübe Gedanken zu machen.« Lituma stand auf. »Mach lieber einen Kaffee bei diesem Scheißwetter. Dann befassen wir uns mit diesem Typen. Wie heißt der letzte?«

»Demetrio Chanca, Herr Korporal. Vorarbeiter der Sprengbohrer.«

»Sagt man nicht, aller guten Dinge sind drei? Vielleicht kriegen wir durch diesen letzten das Rätsel der drei gelöst.«

Der Gendarm nahm die Blechtassen vom Haken und zündete den Spirituskocher an.

»Als Oberleutnant Pancorvo mir in Andahuaylas sagte, man würde mich hierher ans Ende der Welt versetzen, dachte ich: ›Wie schön, in Naccos werden die Terroristen dir den Garaus machen, Carreñito, und je eher, desto besser«, sagte Tomás. »Ich war lebensmüde. Zumindest habe ich das geglaubt, Herr Korporal. Aber bei der Angst, die ich jetzt ausstehe, ist klar, daß ich nicht gerne sterben würde.«

»Nur ein Schwachkopf will sich verabschieden, bevor er an der Reihe ist«, erklärte Lituma. »Es gibt die tollsten Dinge im Leben, auch wenn man sie nicht gerade

in dieser Gegend findet. Wolltest du wirklich sterben? Darf man wissen, warum, bei deinen jungen Jahren?«

»Warum wohl«, sagte der Gendarm lachend, während er den Kessel auf die blaurote Flamme des Spirituskochers stellte.

Er war ein magerer, knochiger Junge, aber kräftig, mit tiefliegenden, lebhaften Augen, olivgrüner Haut und weißen, vorstehenden Zähnen, die Lituma in seinen schlaflosen Nächten im Dunkeln der Hütte schimmern sah.

»Bestimmt hast du Liebeskummer wegen irgendeines Mädchens gehabt«, mutmaßte Lituma und fuhr sich mit der Zunge über die Lippen.

»Wegen wem soll man denn sonst Liebeskummer haben«, sagte Tomasito mit einem Anflug von Rührung.

»Außerdem können Sie stolz sein, sie war auch aus Piura.«

»Eine Landsmännin.« Lituma schmunzelte beifällig.

»Was will man mehr.«

La petite Michèle vertrug die Höhe schlecht – sie hatte über Druck in den Schläfen geklagt, ähnlich wie bei den Horrorfilmen, die sie so gerne sah, und über ein allgemeines, vages Unwohlsein –, aber sie war trotz allem beeindruckt von der Trostlosigkeit und Schroffheit der Landschaft. Albert hingegen fühlte sich prächtig. Als hätte er sein Leben in drei- oder viertausend Meter Höhe verbracht, zwischen diesen spitzen, schneegeporenkelten Gipfeln und den Herden von Lamas, die von Zeit zu Zeit die Piste überquerten. Das Schlingern

des alten Busses war so stark, daß es manchmal schien, als wollte er sich ein letztes Mal aufbäumen und den Geist aufgeben in den tiefen Radspuren, den Schlaglöchern, zwischen den Gesteinsbrocken, die seiner mitgenommenen Karosserie alle Augenblicke die größten Anstrengungen abforderten. Sie waren die einzigen Ausländer, aber ihren Reisegefährten schien das französische Paar keiner besonderen Aufmerksamkeit wert. Nicht einmal dann, wenn sie die beiden in einer fremden Sprache sprechen hörten, wandten sie sich zu ihnen um. Sie waren in große Schals, Ponchos und einige auch in Ohrenmützen gehüllt, warm bekleidet für die nahe Nacht und vollgepackt mit Bündeln, Paketen und blechernen Koffern. Sogar gackernde Hühner hatte eine Frau bei sich. Aber weder die unbequemen Sitze noch das Gerüttel, noch die Enge empfanden Albert und *la petite* Michèle auch nur im geringsten als unangenehm.

»Geht's dir besser?« fragte er.

»Ja, ein bißchen.«

Und einen Augenblick später sagte *la petite* Michèle mit lauter Stimme, was auch Albert dachte: Er hatte recht gehabt, als sie sich in der Pension El Milagro in Lima stritten, ob sie die Reise nach Cusco über Land oder im Flugzeug machen sollten. Sie hatte auf dem Flugzeug bestanden, aufgrund der Ratschläge des Herrn von der Botschaft, aber er beharrte so sehr auf dem Bus, daß *la petite* Michèle am Ende nachgab. Sie bedauerte es nicht, im Gegenteil. Es wäre zu schade gewesen, wenn man das versäumt hätte.

»Und ob es das gewesen wäre«, sagte Albert, während

er zu der von feinen Rissen durchzogenen Glasscheibe des Fensters hinauswies. »Ist das nicht grandios?«

Die Sonne ging gerade unter, und am Horizont erschien der prachtvolle Schweif eines Pfaus. Eine weite dunkelgrüne Hochebene ohne Bäume, ohne Häuser, ohne Mensch noch Tier breitete sich zu ihrer Linken aus, belebt von schimmernden Reflexen, als befänden sich zwischen den Büscheln gelblichen Strohs Bäche oder kleine Seen. Zu ihrer Rechten dagegen ragte senkrecht eine abweisende Landschaft aus steilen Felsen, Abgründen und Schluchten auf.

»So muß Tibet sein«, murmelte *la petite* Michèle.

»Ich versichere dir, daß das hier interessanter ist als Tibet«, antwortete Albert. »Ich hab's dir ja gesagt: Peru ist viel Peru auf einmal!«

Vor dem alten Bus herrschte schon Dunkelheit, und es war allmählich kalt geworden. Ein paar Sterne schimmerten am indigoblauen Himmel.

»Brrr ...« Michèle zog die Schultern hoch. »Jetzt verstehe ich, warum alle so dick angezogen sind. Wie sich das Klima in den Anden ändert. Morgens erstickende Hitze und abends eisige Kälte.«

»Diese Reise wird unser Leben verändern, du wirst schon sehen«, sagte Albert.

Jemand hatte ein Radio angedreht, und nach einer Reihe metallischer Stotterlaute erklang plötzlich eine traurige, monotone Musik.

»Charangos und Quena-Flöten«, sagte Albert mit Kennermiene. »In Cusco kaufen wir eine *quena*. Und wir werden lernen, *huaynos* zu tanzen.«

»Wir geben dann eine Galavorstellung in der Schule.«